

Jinan

mit Thierry Oberlé

Ich war Sklavin des IS

Wie ich von Dschihadisten entführt wurde
und den Albtraum meiner Gefangenschaft überlebte

Übersetzung aus dem Französischen
von Christa Trautner-Suder

mvgverlag 

© des Titels »Ich war Sklavin des IS« (ISBN 978-3-86882-665-4)
2016 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

Danksagung

Thierry Oberlé bedankt sich herzlich bei Saïd Mahmoud, dem Dolmetscher und Freund von Jinan, ohne den dieses Buch nicht hätte geschrieben werden können.

Der Herausgeber dankt Jinan und Saïd Mahmoud für das Vertrauen, das sie ihm entgegengebracht haben, und für ihre Geduld, als bei der Fertigstellung des Projekts einige Hindernisse zu überwinden waren.



Hinweis

Die Vornamen von Gefangenen des »Islamischen Staates«, die zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Buches noch in dessen Gewalt sind, sowie die Namen mehrerer irakischer Ortschaften wurden aus Sicherheitsgründen geändert.



© des Titels »Ich war Sklavin des IS« (ISBN 978-3-86882-665-4)
2016 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>



Ein Schakal gräbt nur Kadaver aus, er respektiert das Leben;
Der Pascha hingegen trinkt nur junges Blut!
Er trennt den Heranwachsenden von seiner Verlobten!
Verflucht sei derjenige, der zwei einander liebende Herzen trennt!
Verflucht sei der Mächtige, der kein Mitleid kennt!
Das Grab gibt uns die Toten nicht zurück, aber der höchste der
Engel wird unseren Schrei hören!

JESIDISCHES LIED

© des Titels »Ich war Sklavin des IS« (ISBN 978-3-86882-665-4)
2016 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

Kapitel 1

DIE TRENNUNG

*»Der IS greift an« — Die überstürzte Flucht
der Kurden — Der Beginn des Exodus —
Eine peinlich genaue Razzia — »Die Männer
nach links, die Frauen nach rechts« —
Verschleppt*

Heute Nacht hat mich wieder ein schlechter Traum heimgesucht. Gesichtslose Männer marschierten vorbei, den Säbel im Gürtel und die Kalaschnikow umgehängt. Sie zogen durchs Dorf. Es waren Tausende. Eine Truppe von Kämpfern ohne Augen, ohne Nase, ohne Lippen. Eine Schattenarmee in pechschwarzer Nacht. Sie trugen Fackeln. Die Straße war ein endloses Flammenmeer, und unsere Wohnhäuser waren Scheiterhaufen. Die gesichtslosen Männer brüllten wie Bären. Sie johlten:

»Schlachtet sie alle ab!«

Sie sind über die Schwelle unseres Hauses getreten, um mich mit einer Salve aus ihrem Schnellfeuergewehr zu erschießen.

Mit rasendem Herzklopfen wache ich auf.

Blasses Licht fällt durch die durchbrochenen Vorhänge. Ich drehe mich im Bett um, mein Geist ist durch meinen Albtraum verwirrt. Walid, mein Mann, ist seit zwei Wochen fort. Mein

© des Titels »Ich war Sklavin des IS« (ISBN 978-3-86882-665-4)
2016 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

Geliebter ist Maurer auf einer Baustelle in Sulaimaniyya, einer großen, von Bergen umgebenen Stadt in der Autonomen Region Kurdistan im Irak.

Aus der Küche weht der Duft von Linsensuppe herüber. Meine Schwiegermutter bereitet das Frühstück zu. Das Haus von Walids Eltern erwacht ganz friedlich. Nesrine, ihre älteste Tochter, und deren Tochter Rezan schlafen noch. Amina, die Jüngste, hat auf ihrem Handy ein Kartenspiel begonnen, als der Apparat zu vibrieren beginnt. Ihre Cousine Diana ruft aus einem Dorf an, das nicht weit von unserem entfernt liegt:

»Der IS ist ins Dorf eingezogen! Der IS greift an!«

Ich habe damit gerechnet, irgendwann überstürzt aufbrechen zu müssen. Seit mehreren Tagen hatte mich das Gefühl einer drohenden Gefahr im Griff und damit die Furcht davor, dass eine Welt zusammenbrechen würde: meine Welt. Noch nie habe ich etwas Ähnliches empfunden. Eine unabwendbare Katastrophe bedroht mich und reißt auf ihrem Weg alles mit sich fort.

Wir müssen abhauen. Khero, Walids Vater, drängt die kleine Frauengruppe, die seine Welt ist, zur Eile. Amsha, seine Frau, beklagt sich in der Küche, ich höre den Krach eines Stapels Töpfe, die zu Boden fallen. Ich ziehe den Wollteppich beiseite, der am Fuß unseres Schlafplatzes liegt, und hebe mit Kheros Hilfe die Zementplatte an. Aus dem Versteck hole ich eine Ledergeldbörse und einen Strickstrumpf, der von einer dünnen Schicht Gipsstaub bedeckt ist. Ich habe sie nach unserer Hochzeit angefertigt, um unseren Schatz darin aufzubewahren: etwa 3000 Dollar in Gold und Silber. Unser Vermögen. Khero drängt mich. »Los, beeil dich! Pack alles zusammen!«

Nesrine ärgert sich über Rezan, die quengelt. Sie kann sich nur schwer entscheiden, was sie von den Kindersachen mitnehmen soll. Rezan kann gerade erst laufen und beginnt, *dayeke* zu sagen,

was in unserem kurdischen Dialekt »Mama« bedeutet. Ich helfe Nesrine, ihre Schätze in ihren Kleidern zu verstecken. Sie nimmt 5000 Dollar mit. Ihr Mann Baktiar ist auch nicht da: Er arbeitet als Hilfsarbeiter im Nordosten, in der Nähe der türkischen Grenze.

Mein Schwiegervater drängt uns zur Eile. Wir haben Vorräte eingepackt: Brot, Gemüse und Wasser. Viel Wasser, denn der Tag wird sicher brütend heiß werden. Er nimmt seine Kalaschnikow mit, die er unter den Autositz schiebt, und legt seinen Revolver ins Handschuhfach. Als ich ihn mit der Waffe in der Hand sehe, schwindet meine Angst. Ich schließe die Augen, atme tief durch und steige in den alten dunkelbraunen Opel Vectra. Als ich ohne weiter nachzudenken die Tür zuschlage, dreht sich alles in meinem Kopf. Rezan, die neben mir auf den Knien ihrer Mutter sitzt, heult. Das Kind saugt wie ein Schwamm die Angst auf und wird davon durchtränkt. »Hör endlich auf zu nerven. Beruhige dich, du musst dich jetzt zusammenreißen«, schimpft ihre Mutter.

Khero lässt den Motor an, löst die Handbremse, ändert dann seine Meinung:

»Oh Gott, ich habe die Vögel vergessen! Wartet im Auto auf mich. Ich bin sofort wieder da.«

Er läuft zur Volière und öffnet das Gitter, was lautes Gepiepse und Flügelschlagen zur Folge hat. Ein bunter Vogel verlässt seine Stange, um seinen Schnabel auf die andere Seite der Stäbe zu stecken, er zögert ein wenig, dann flattert er davon und lässt sich auf einem Stein nieder. Er ist der Einzige, der das Abenteuer wagt. Die Kanarienvögel folgen ihm nicht in die Freiheit. Jedenfalls nicht sofort. Ist jetzt wirklich der richtige Zeitpunkt, sich um sie zu sorgen?

»Macht es gut, meine Freunde«, murmelt Khero.

Die Nachbarn haben ihre Koffer auf das Dach ihres Autos geschnallt, sind aber noch nicht fertig. Daher fahren wir ohne sie los. Auf der Hauptstraße herrscht Aufruhr. Die Nachricht vom Angriff des »Islamischen Staates« hat sich im Dorf verbreitet, das am Fuß des Sindschar-Gebirges liegt. Die Dorfbewohner machen sich zu Fuß, im Auto oder zusammengedrängt auf den Ladeflächen von Kleinlastern davon. Allgemein ist Panik zu spüren. Die Ängstlichsten sind bereits fort. Die Leichtsinnigsten beeilen sich mit den letzten Vorbereitungen.

Unter den Dorfbewohnern, die es am eiligsten haben, sich davonzumachen, sind Bachir und Rojko. Gestern noch waren sie entschlossen, sich »bis zum Schluss zu verteidigen«. Das zumindest hatten sie überall herumposaunt. Sie gehören zur Wachbrigade. Sie haben sich bewaffnet, um an den nächtlichen Rundgängen teilzunehmen. Beim geringsten verdächtigen Geräusch während ihrer Rundgänge gaben sie Schüsse ab. Das hat uns keine Angst gemacht. Da sie noch unerfahren waren, haben unsere Beschützer auf gut Glück geschossen, einfach vor sich hin. Das hat sie wohl beruhigt. Uns übrigens auch. In den letzten Tagen hatten die Händler die Gitter vor ihren Geschäften herabgelassen und die Bauern sind nicht mehr auf die Felder gegangen. Jede Aktivität war erlahmt. Wir hatten überlegt, das Dorf heimlich zu räumen, aber uns war klar, dass die Flucht schwierig werden würde. Um sich dem Einfluss des IS zu entziehen, hätten wir das Sindschar-Gebirge mit seinen vertrauten Gipfeln umrunden müssen. Anschließend müssten wir auf unserer Route Rojava umfahren, den syrischen Teil Kurdistans, bevor wir den Fluss Tigris überqueren könnten, um weiter nördlich in die Region des irakischen Kurdistan in unmittelbarer Nähe der türkischen Grenze zu gelangen. Schließlich hätten wir dann Zuflucht in der Nähe der Stadt Zakho

finden können, wo wir Verwandte haben. Im Ganzen eine Strecke von über 200 Kilometern. Die Peschmerga, kurdische Soldaten, haben uns davon abgeraten, eine solche Reise zu unternehmen.

»Warum wollt ihr fort? Wir beschützen euch. Ihr könnt auf uns zählen. Ihr kennt unsere Tapferkeit«, rief Kekan in die Menge, der Chef der Peschmerga, die im Dorf und in der Umgebung stationiert waren. Diejenigen, die verkündeten, sie wollten trotzdem fort, mussten sich Einwände anhören.

»Ihr werdet nicht weit kommen. Die Übergänge zwischen Syrien und dem Irak sind dicht. Die Grenze ist geschlossen. Ihr könnt das Gebirge nicht umrunden.«

Also vertrauten wir lieber den Peschmerga, diesen »Männern, die den Tod nicht fürchten«, wie sie auf Kurdisch heißen. Kekan hatte einen dicken Bauch und ähnelte kaum dem Bild, das ich mir von Saladin machte, dem kurdischstämmigen Eroberer, den die arabisch-muslimische Geschichte feiert. Khero, Walids Vater, zufolge hatte Kekan sich tapfer gegen Saddam geschlagen, der die Kurden und die Jesiden hasste, aber diese Heldentaten liegen schon sehr lange zurück. Sein Ruf als Kämpfer hat jedoch ganz selbstverständlich überlebt. Er wird respektiert. Er war bei allen Kämpfen vor 25 Jahren dabei, als der Diktator aus Bagdad die Brutalität so weit getrieben hatte, die Kurden von Halabdscha, in der Nähe der iranischen Grenze, mit chemischen Waffen zu vergasen. Er war ein Haudegen unter Haudegen. Wir hätten nie gedacht, dass er in der Nacht vom 3. August türmen würde.

Kekan und seine kleine Truppe haben das Dorf kurz vor Tagesanbruch verlassen. Er hatte kurz zuvor von den jesidischen Wachposten erfahren, dass in Sindschar, dem großen Ballungsraum der Region, wo 300 000 Menschen leben, ein Angriff des IS begonnen hatte. Er hatte den Auftrag bekommen, sich zurückzuziehen. Und Kekan verließ seinen Posten. Sein Fall ist kein Einzelfall. Die christli-

chen Dörfer der Ninive-Ebene und der Stadt Qaraqosh erfuhren dasselbe Schicksal. Das sollte ich jedoch erst später erfahren.

Seit Monaten herrscht die Angst. Sie hat sich im Mai von Syrien aus in den Irak ausgebreitet, als die sunnitischen Aufständischen verkündeten, sie würden die Grenzen aufheben, um nur noch ein Land anzuerkennen: Mesopotamien. Wir Jesiden bezeichnen den »Islamischen Staat« im Irak und in der Levante mit seinem islamischen Namen: Daesh.

Im Juni hatte der »Islamische Staat« mühelos die Kontrolle über Mossul übernommen, die zweitgrößte Stadt im Irak mit zwei Millionen Einwohnern. Die irakische Armee hatte einfach aufgegeben. Ein identisches Szenario hatte sich in unserer Nähe, etwa 20 Kilometer entfernt, in Tal Afar abgespielt.

Als Tal Afar am 9. Juni fiel, suchten die arabischen Schiiten bei uns Zuflucht. Wir haben sie gut aufgenommen. Familien, die freie Zimmer hatten, boten sie den Flüchtlingen an. Diejenigen, die nirgendwo untergekommen waren, schliefen in der Schule. Sie erzählten uns von der Gewalttätigkeit des Daesh. Ich war entsetzt. Bei einer Hochzeit, zu der ich eingeladen war, konnte ich mit einer Flüchtlingsfrau sprechen, deren Vater, ein Musiker, nun als Nomade Flöte spielte und von seinem Sohn auf der Trommel begleitet wurde. Sie hatte Zivilisten gesehen, die einfach so ohne jeden Prozess auf offener Straße erschossen worden waren, und sie hatte versucht, eine Cousine zu trösten, die Opfer einer Vergewaltigung geworden war. »Nicht nur der IS ist hinter uns her. Auch Sunniten, Leute, die ich jeden Morgen begrüßt habe, haben uns angegriffen, wollten uns bestehlen. Sie haben uns gedrängt, fortzugehen, um sich unseres Hab und Guts zu bemächtigen.« Die Familie des Musikers hatte alles verloren, mit Ausnahme der Flöte und der Trommel. Ich dachte mir: Wenn diese Leute schon an den Schiiten solche Gräueltaten begehen, müssen wir uns auf das

Schlimmste gefasst machen. Ich ahnte, dass sie mit uns noch grausamer umgehen würden. Ich hatte Angst davor, unsere Männer für die Ehre der Jesiden fallen zu sehen.

Wir sind keine Muslime wie die Schiiten und auch keine Bibel-treuen wie die Christen. Für die sunnitischen Araber des IS sind wir der Abschaum der Menschheit. Wir sind in Gefahr, denn wir, die Jesiden, sind ein Fall für sich. Unsere Religion ist eine der ältesten der Welt. Wir haben nicht auf die Juden, die Christen und die Muslime gewartet, um nur einen Gott zu haben. Unser Kalender ist 6765 Jahre alt. Schon immer wollten wir uns von Glaubensk-onflikten und politischen Auseinandersetzungen fernhalten, wurden jedoch stets verfolgt und vernichtet, weil wir anders sind. Wir glauben an einen allmächtigen Gott und seine sieben Engel. Seit Jahrhunderten gelten wir jedoch als Rebellen und Heiden. Deshalb leben wir zurückgezogen am Fuß des Sindschar-Gebirges, stets bereit, seine Hänge hinaufzuklettern, um den Bränden in unseren Dörfern und der Deportation zu entkommen. Dieses Gebirge ist unsere Zitadelle.

Die Geschichte wiederholt sich. Wir sitzen in einer Falle, die sich nach und nach schließt, seit Mossul an den »Islamischen Staat« gefallen ist. Der IS steht vor unserer Tür. Er hat das Kalifat ausgerufen und Abu Bakr al-Baghdadi zum Anführer bestimmt. Ich hatte zuvor nie etwas von diesem Kalifen gehört, der von allen Muslimen verlangt, ihm den Treueeid zu schwören. Was die Ungläubigen angeht, die *kuffar*, wie er uns bezeichnet, hat er versprochen, sie zu zermalmen.

Unser Plan ist, Ardan zu erreichen, das knapp zehn Kilometer entfernte Heimatdorf meiner Schwiegermutter, das Auto dort auf einer Wiese am Fuß des Gebirges zurückzulassen, in die Berge hinaufzusteigen, einen provisorischen Unterschlupf zu finden und

abzuwarten. Wenn der IS tatsächlich kommt, werden wir zu Fuß weiter Richtung Gipfel klettern, wenn er abzieht, steigen wir wieder hinunter und fahren mit dem Auto auf der Straße weiter.

Nachdem wir den ersten Gebirgsausläufer hinter uns gelassen haben, verliert sich der Weg inmitten der flachen Felsen. Der Zug bewegt sich im Gänsemarsch zwischen verkümmerten Sträuchern, einigen Maulbeerbäumen mit langen Ästen, die wie Sonnenschirme aussehen, und Feldern mit grünen und malvenfarbenen Disteln vorwärts, die die Beine zerkratzen. Die Trockenheit lässt die Grasbüschel unter unseren Füßen knirschen. Der Boden ist glühend heiß.

Hinter einer Wegbiegung taucht der Eingang zu einer Höhle auf. Mein Schwiegervater inspiziert den Unterschlupf misstrauisch, einen Stock in der Hand, um sicherzugehen, dass wir hier kein wildes Tier aufscheuchen. Vor dem Höhleneingang befindet sich ein Felsvorsprung, der über das Dorf ragt, das wir unter dem Dunst erahnen können. Das ideale Versteck! Ich breite eine Decke aus, damit wir etwas essen können.

Seit Tagesanbruch versuche ich erfolglos, Walid telefonisch zu erreichen. Die Anrufe gehen nicht durch. Das Netz ist überlastet. Die Bewohner der gesamten Region wiederholen ständig dieselben Handgriffe. Sie telefonieren pausenlos und hören alle denselben Satz, auf Arabisch oder Kurdisch: »Ihr Gesprächspartner ist nicht erreichbar, bitte versuchen Sie es später wieder.« Ich versuche, in ein anderes Netz zu wechseln. Ohne Erfolg.

Am frühen Nachmittag kommt die Verbindung endlich zustande.

»Walid! Ich bin im Gebirge oberhalb des Dorfes. Du fehlst mir so sehr. Ich weiß nicht, was aus uns werden wird.«

»Hab keine Angst. Bleib bei meiner Familie. Es wird dir nichts passieren.«

»Ich liebe dich, *rouhé men* (meine Seele).«

»Ich liebe dich, *jiana men* (mein Leben).«

Ich breche in Tränen aus. Walid versucht, mich mit sanften Worten zu beruhigen, aber er kann nichts für mich tun. Die Stadt Sulaimaniyya ist nur ein paar Autostunden entfernt, jedoch hat der Angriff des IS unsere Region vom Rest Kurdistans abgeschnitten. Nachdem ich aufgelegt habe, bin ich wie erstarrt.

Wir haben uns inzwischen im Schatten niedergelassen.

In der Ferne ist Geschrei zu hören. Laute Stimmen sind vom Tal herauf zu vernehmen, ihr Echo bricht sich an den Felswänden. Fremde stürmen über die Felsen. Wir hören ihre Schritte immer deutlicher. Ich stehe auf, bereit davonzurennen. Walids Vater macht mir ein kleines Zeichen. »Das sind flüchtende Jesiden, wie wir.« Die Frauen tragen zum Schutz vor der bleiernen Sonne Kopftücher, die Männer Turbane. Sie fragen uns, ob wir wissen, was sich unten abspielt. Sie zögern. Welchen Weg sollen sie nehmen?

»Seid willkommen in unserem bescheidenen Unterschlupf. Ich hoffe, ihr habt keine Angst vor Schlangen«, sagt Khero lächelnd zu ihnen. Er versucht zu scherzen, gibt den Gastgeber, der hohe Gäste empfängt.

»Wir fürchten nur die Schlangen des Daesh. Mit denen im Gebirge machen wir unsere Geschäfte«, erwidert ein junger jesidischer Familienvater. Seine beiden kaum fünfzehnjährigen Söhne geben sich hartgesotten. Jeder trägt einen Revolver in der Innentasche seiner Jacke, und sie nutzen die Gelegenheit, um von ihren Heldentaten als Reptilienjäger zu erzählen. Einer hat den Kopf einer gut einen Meter langen Giftschlange mit einem harten Schlag zertrümmert. Der andere hat »das honigfarbene Gift gesehen, das aus den Fangzähnen in dem Schlangenkopf lief«. »Man hätte die Flüssigkeit auffangen und damit Brote schmieren kön-

nen«, geben sie stolz an. Weitere Flüchtlinge kommen vorbei, ohne stehen zu bleiben, sie haben es eilig, die Hänge des Sindschar-Gebirges zu erklimmen. Einer von ihnen ruft uns zu:

»Wir gehen nach Mazar Sharaf al-Din. Unser heiliger Ort wird von jesidischen Kämpfern geschützt. Dort haben Hunderte Familien Zuflucht gefunden. Es gibt sicheren Unterschlupf, Priester unserer Religion, Wasser und Nahrung.«

In unregelmäßigen Abständen folgen weitere Gruppen, die Bündel auf den Schultern tragen oder auch mit Schnüren zusammengebundene Koffer hinter sich herziehen. Sie wollen vorankommen. Die Männer ebnen alten Frauen und jungen Frauen in geblühten Bäuerinnenkleidern, die ihre Kinder um sich scharen, den Weg. Eine Schwangere verzieht voller Schmerz das Gesicht. Ein Mädchen heult: Sie hat erfahren, dass ihre Mutter tot ist, sie wurde von Dschihadisten in ihrem Haus getötet. Entschlossen ziehen die Jesiden auf ihrem Exodus weiter.

Wir hingegen warten. Wir bewegen uns nicht von unserem Unterschlupf und seinem Schatten fort.

Ich bin in meine Träume versunken. Denke an Walid. Ich stelle ihn mir in Sulaimaniyya vor, dieser Stadt mit eineinhalb Millionen Einwohnern, in der ich noch nie gewesen bin.

Er hat mir schon von Ankawa erzählt, einer christlichen Vorstadt, wo er beim Bau einer Villa für einen reichen Assyrer mitgearbeitet hat. Bereits als er dort war, habe ich die Tage gezählt, und er hat mir von den Backsteinkirchen mit ihren Türmen berichtet und den Glocken, die in voller Lautstärke die Gläubigen in die Messe zu rufen. Er hat mir die Cafés beschrieben, in denen junge Leute, Jungen und Mädchen, Wasserpfeife rauchen und dabei Coca-Cola oder Bier vom Fass trinken. Alkohol, der von jesidischen Angestellten serviert wird. Das konnte ich mir nicht vor-

stellen. Ich fragte mich, ob er da etwas übertrieb, um mich zu beeindrucken. Dieser Duft der Freiheit, den er wahrnehmen musste, machte mich gelegentlich eifersüchtig. Ich fürchtete, dass er in Ankawa, einem Vorort von Erbil, der Hauptstadt Kurdistans, einer anderen Frau begegnen könnte, einer Frau, die er irgendwo in der Nähe eines Marmorpalastes treffen würde, eines Gebäudes, wie ich sie im Fernsehen gesehen hatte.

Walid, meine Seele, meine Liebe fehlt mir.

Ein Feuer aus Eichenholz knistert vor dem Eingang zur Höhle. Zeitweise erhellt es den Himmel. Ich rolle mich auf dem Boden zu einer Kugel zusammen. Die Bäume, die Steine, der Boden verschmelzen jetzt in der Dunkelheit.

Ich muss eingeschlafen sein. Und wenn dies nun das Ende meines Volkes ist? Der 73. Völkermord, denn 72 haben wir bereits erlitten. Die Erinnerung daran wird von Generation zu Generation durch die Erzählungen unserer Vorfahren überliefert. Seit so langer Zeit tragen wir tief in uns den Schrecken dieser Tragödien. Bei meinen Großeltern, deren Großeltern und vor ihnen bei den Großeltern ihrer Großeltern sind die Spuren davon zu finden. Ich habe wie meine Vorfahren diese Angst aus der Vergangenheit in mir, die Angst vor dem Völkermord. Ich schlafe nicht. Ich höre einen Schakal in der Nähe herumstreunen. Es heißt, die Nacht bringt guten Rat. Mir nicht, dieses Mal nicht.

Im Osten zeigt sich die Morgenröte. Am Morgen dieses 4. August erhält mein Schwiegervater einen weniger alarmierenden Anruf als bisher. Einem Freund ist es gelungen, über die syrische Grenze zu kommen. Mit etwas Glück schafft man es noch und kann das Sindschar-Gebirge auf der Straße umfahren. Wäre es nicht besser, dieses Risiko einzugehen, anstatt zu warten und als letzten Ausweg zu Fuß über das Gebirge fliehen zu müssen unter einer mör-

derischen Sonne, mit unzureichenden Wasservorräten und dem IS auf den Fersen?

Khero trifft in diesem Dilemma eine Entscheidung. Wir verlassen die Höhle und gehen zurück. Die Hälfte unserer Gefährten auf dem Exodus, die während der Nacht hier gelagert hatten, folgt uns, der Rest der Gruppe entscheidet sich für den Aufstieg.

Wir gehen hinunter und finden unser Auto wieder. Unsere Karawane zählt 16 Fahrzeuge, alte Karren mit stotternden Motoren. Der Opel von Walids Vater reiht sich in den Zug ein, der langsam, mit eingeschalteten Scheinwerfern, dahinfährt und Staubwolken aufwirbelt. Ein Jeep sowjetischer Fabrikation mit Plane klebt an unserer Stoßstange. »Das ist ein UAZ, der unverwüstliche Vorgänger des Toyota Land Cruiser«, kommentiert Khero fachmännisch. Sein Besitzer hat ihn von einem aus dem Iran stammenden schiitischen Kurden gekauft, hat Khero bei einem Schwätzchen mit dem Fahrer erfahren, als wegen eines überhitzten Kühlers eine Zwangspause eingelegt werden musste. Walids Vater, der sich für Autos begeistert, lobt die Qualitäten des Modells und seine Robustheit, ohne jedoch seine Nervosität ablegen zu können. Wir hören ihn reden, ohne ihm wirklich zuzuhören.

Ich versuche, Walid anzurufen. Dieses Mal komme ich durch. Walid vergeht vor Sorge. Er überlegt, Sulaimaniyya per Taxi zu verlassen, um nach Zakho zu fahren, in die Stadt, die wir nach unserem Umweg über Syrien zu erreichen hoffen.

»Ich werde kommen, aber ich kann die Baustelle nicht einfach so verlassen. Ich sehe den Chef heute und werde ihn bitten, mir meinen Lohn zu geben, und dann komme ich. Es wird lange dauern, aber vor allem für dich ist die Reise lang, meine Geliebte. Mach dir keine Sorgen!«

Plötzlich sind Detonationen zu hören. Reflexartig ziehe ich den Kopf ein. Hinter unserem Konvoi tauchen Männer des IS auf.

Walids Vater kann sie im Rückspiegel sehen. Sie schießen von einem Pick-up über die Autodächer.

»Walid, ich lege auf. Sie sind da. Daesh ist da! Hilfe, Walid!«

Die Fahrzeuge mit der schwarzen Flagge überholen uns auf einer parallel führenden Piste, sie fahren in hoher Geschwindigkeit an die Spitze unserer Kolonne. Dutzende Dschihadisten stürmen den Konvoi. Sie schießen, während sie die Autos überholen. Auch wir bekommen eine Ladung aus der vollautomatischen Waffe als kostenlose Warnung ab. Obgleich sie in die Luft geschossen haben, sind wir wie gelähmt. Ein schwarzer Humvee (High Mobility Multipurpose Wheeled Vehicle) mit einem Raketenwerfer auf dem Dach überholt uns. Man könnte sagen, ein Tresor auf Rädern. Das Fahrzeug wirkt auf mich, als seien seine Insassen Außerirdische, aber ich weiß, dass sie von hier sind. Vielleicht bin ich diesem Dschihadisten schon einmal begegnet, der beim Fahren seine Türe geöffnet hat, um uns zu mustern. Ich habe ihn vielleicht bei einem Besuch in Sindschar gesehen, bevor der Aufstand der Sunniten alles mit sich gerissen hat. Damals dürfte er ein einfacher Schaulustiger in der anonymen Menge gewesen sein. Mit einem wilden Blick kratzt er sich den Bart. Er trägt eine auf halber Wadenhöhe nach oben umgeschlagene Kampfhose und hat einige Munitionsgürtel umgehängt. Auf dem Kopf sitzt eine schwarze Schirmmütze.

Als die Dschihadisten an der Spitze unseres Konvois angekommen sind, bremsen sie ab und stellen ihre Fahrzeuge quer über die Fahrbahn. Jeder Pick-up ist mit einer DSchK ausgerüstet, einem schweren Maschinengewehr, das innerhalb von Sekunden Dutzende tödlicher Patronen abschießen kann. Die Autos der Jesiden halten. Mein Schwiegervater bremst, bevor er ohne Vorwarnung wieder Gas gibt. Der Opel bricht vor den verblüfften

Kämpfern aus und fährt links in den Spurrillen vorbei. Mission erfolgreich. Beinahe zumindest. Ich sehe durch das Rückfenster, dass uns ein Pick-up verfolgt und näherkommt. Amina und Nesrine schreien: »Nein, Papa, bleib stehen!« Ein Projektil schlägt durch den Kofferraum in die Karosserie ein. Sie zielen auf die Reifen. Walids Vater muss sich seine Niederlage eingestehen, er bremst scharf ab und steigt mit erhobenen Händen aus. Ich erwarte, ihn in einem Kugelregen zusammenbrechen zu sehen, aber die Soldaten des »Islamischen Staates« haben sich anders entschieden. Sie befehlen ihm, wieder ins Auto zu steigen, umzukehren und seinen Platz in der Kolonne wieder einzunehmen. Khero gehorcht.

Die Dschihadisten ziehen uns aus dem Opel. Sie sind genauso furchterregend, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Bei einigen ist die untere Gesichtshälfte hinter einem schwarzen Schal verborgen. Sie maskieren sich, um uns Angst einzujagen und sich vor dem Staub zu schützen, denn es ist ihnen egal, ob man sie erkennt. Ihr Akzent sagt mir, dass es arabische Sunniten aus der Region oder aus Bagdad sind. Ich sehe zuerst ihre Waffen, dann erst ihre Gesichter. Nagelneue Sturmgewehre M15, Kalaschnikows, Handgranaten, die am Gürtel hängen.

Ihr Begrüßungskomitee beschimpft uns:

»Wenn ihr noch einmal versucht, Widerstand zu leisten, dann töten wir euch«, warnt uns ein großer Typ im Drillich und deutet mit einer Handbewegung eine Enthauptung an.

Dann spuckt er aus.

»Wir bringen euch nach Rakka in Syrien, ihr Abtrünnigen, Meute von Hündinnen. *Kahba*, Schlampen, Scheißefresser.«

Vorne auf den Pick-ups weht die Fahne mit dem Siegel Mohammeds, des Propheten Allahs, und dem Glaubensbekenntnis des Islam in arabischer Kalligrafie, *la ilaha illallah*: »Es gibt keinen

Gott außer Allah.« Werden sie uns tatsächlich, wie einer von ihnen behauptet, nach Syrien eskortieren?

Wir sind allein, ihrem Zorn machtlos ausgeliefert. Die Insassen des Konvois warten in ihren Fahrzeugen mit hochgekurbelten Scheiben. Wir sind alle wie erstarrt. Unsere Flucht endet in dieser Wüste, die zu einem Gefängnis unter freiem Himmel geworden ist. Etwa 100 Autos stehen hier. Die Dschihadisten haben Verstärkung angefordert. Ein Dutzend Männer in kurzen Hosen und Militärjacken bewacht uns. Vorsichtig ausgedrückt hassen sie uns. Ich versuche, ihren Blicken nicht zu begegnen.

Unter strenger Bewachung fahren wir weiter. Hat ein Auto eine technische Panne, lassen seine Insassen es am Straßenrand stehen und quetschen sich in die nachfolgenden Autos.

Mein Schwiegervater ist äußerst gereizt, meine Schwiegermutter jammert, Nesrines Tochter ist es zu heiß. Sie hat Durst. Wir fahren durch ein Dorf.

Ein Stück weit entfernt bemerke ich am Fuß eines Straßenschildes eine aufgedunsene Leiche. Es ist der erste Tote, den ich sehe. Und wenn mein Leben so enden wird wie das dieses Unbekannten, am Straßenrand?

Wir nähern uns einem Kontrollpunkt, an dem großer Aufruhr herrscht. Die Kämpfer befehlen uns, die Motoren abzustellen und zu den anderen Jesidenfamilien zu gehen, die sich auf einem brach liegenden Grundstück neben einem großen Elektromarkt versammelt haben. Wir müssen gut 1000 Zivilisten sein, eingekreist von diesen bewaffneten Männern. Von den Mündungen der Kalaschnikows bedroht, gehen wir in Richtung einer Art Kontrollposten.

Jeder der IS-Anhänger hält einen großen Sack in Händen, wie er für landwirtschaftliche Produkte verwendet wird. Die Männer

sind jung. Jede Frage wird mit einem Faustschlag gegen die Schläfe beantwortet.

Wir geben unser Geld her und alles andere. Gold, Schmuck, Telefon, Laptop. Und alles schnell, schnell. Und wehe, es wird etwas verborgen!

Wir müssen schweigend unsere Wertgegenstände und unsere Papiere in ihre Säcke werfen: Ausweis, Mobiltelefon, Geld, Gold, Silber, Schmuck. Halsketten und Armbänder werden uns heruntergerissen.

»Hast du alles abgegeben?«, fragt mich einer der Einsammler, der Mundgeruch hat wie ein Schakal.

Ich nicke.

»Dein Glück!«

Vorsorglich habe ich, bevor ich bei ihm angekommen bin, mein vergoldetes Medaillon abgenommen, das ich um den Hals trug, habe mein Hochzeitsfoto aus dem Rahmen genommen und nah an meinem Herzen versteckt. Ich liefere die Kette mit dem Medaillon ab, ein Armband, meine Ringe, unser Gold und unser Geld. Für jedes Metall gibt es einen Sack. Ich habe unseren Schatz verloren. Sie plündern uns aus wie Banditen. Niemand denkt an Widerstand. Sie werfen die Säcke mit ihrer Beute hinten auf ihre Pick-ups. Nichts bleibt dem Zufall überlassen. Unsere Autos werden eines nach dem anderen genau durchsucht, die Waffen beschlagnahmt.

Man hat uns in der Eingangshalle des Elektromarkts versammelt, die vollgestellt ist mit Kühlschränken, Gefriertruhen, Wäschetrocknern und Kochherden. Wir sind einige Hundert Personen, die aus einem uns nicht bekannten Grund in diesem Raum zusammengepfert wurden. Worauf warten sie? Ich stehe eingezwängt zwischen zwei Geschirrspülern. Ich meide die Enge der Gänge, in

denen man sich kaum bewegen kann. Ich bin keine irakische Hausfrau, die von einem Haushaltsgerät träumt, sondern eine Ware, die bald auf einem Markt eingetauscht werden wird. Ich stehe kerzengerade. Ich bin sehr viel preiswerter als die kleinste Mikrowelle. Die Aufseher beschimpfen uns. Einer schreit: »Seit vielen Hundert Jahren sind wir hinter euch her, und da seid ihr endlich! Ihr *kafir*, ihr Abtrünnigen, ihr Atheisten! Ihr entkommt uns nicht!« Eine gefühlte Ewigkeit später befehlen sie uns ohne weitere Erklärung, wieder in unsere Autos zu steigen.

Der Konvoi setzt sich erneut in Bewegung.

»Man könnte meinen, es geht nach Syrien«, sagt Khero.

Ich schluchze, bin überzeugt davon, auf einer Reise ohne Wiederkehr zu sein. Meine Tränen wollen nicht versiegen. Meine Schwiegerfamilie jammert, nur die kleine Rezan ist erschöpft in den Armen ihrer Mutter eingeschlafen. In jedem Auto des Konvois weinen die Insassen Tränen, die beinahe so heiß sind wie die Luft. Wir bilden eine Klage-Karawane, die sich im Backofen des irakischen Sommers vorwärtsbewegt. Die Fahrt endet an einer Kreuzung, an der es in drei Richtungen geht: zum Mossul-Staudamm, an die syrische Grenze und in die Stadt Sindschar. Eine Reihe schwarzer Fahnen erhebt sich über dem Verkehrsschild Richtung Staudamm. Das muss ein Zeichen dafür sein, wie wichtig er für den IS ist.

»Endstation, alle aussteigen«, schreien die Dschihadisten.

Wir sind bisher Stoßstange an Stoßstange gefahren und versuchen nun, irgendwie am Straßenrand zu parken. Die Soldaten leiten uns an, wir drängen uns am Fuß einer Anhöhe zusammen wie eine Herde. »Die Männer gehen weiter zur Straße, die Frauen und Kinder rühren sich nicht vom Fleck«, wiederholen die Soldaten mehrmals.

»Tempo!«

Khero hat keine Wahl: Er geht weiter. Leistet jemand Widerstand, wird er zur Abschreckung verprügelt. Ein altes russisches Maschinengewehr ist vom Dach eines Geländewagens auf uns gerichtet.

Amsha, meine Schwiegermutter, fleht:

»Lasst mir meinen Mann, ich bin krank, ich brauche ihn.«

Dafür kassiert sie einen Schlag mit dem Gewehrkolben auf die Hüften. Khero hat kaum Zeit, seine beiden Töchter zu umarmen, schon wird er in die Reihe der Männer gestoßen, noch bevor er Amsha trösten kann. Er hat die Arme ausgebreitet, die Hände zum Zeichen der Empörung und des Unwillens ausgestreckt. Der Dschihadist hat sein Gewehr angelegt, bereit, ihn als abschreckendes Beispiel mit einer Salve aus seiner automatischen Waffe zu töten.

»Geh weiter und *sed halgak* (halt die Schnauze)!«

Hunderte Männer – junge Burschen, Erwachsene in der Blüte ihrer Jahre und alte Männer – ziehen auf dem Asphaltstreifen weiter, den die im Zenit stehende Sonne glühend aufgeheizt hat. Sie sind vielleicht 300. Hunderte von Frauen und Kindern sehen mit gebrochenem Herzen zu, wie sie sich entfernen. Wir sind mindestens 500.

»Sie werden sie erschießen. Man wird sie in einem Graben abschießen.«

Wir haben alle dieselbe Befürchtung, murmeln vor uns hin. Einige der verwegensten Frauen beginnen, die Anhöhe emporzusteigen, sie wollen sehen, wohin die Männer gebracht werden. Sie werden wieder zurückgeholt. Einigen gelingt es, den Gipfel zu erreichen. »Sie steigen in Busse, andere gehen zu Fuß«, erzählen sie, als sie wieder bei uns sind. Wir sind zwischen Erleichterung und Entsetzen hin- und hergerissen.

Wohin gehen sie? Das bleibt ein Geheimnis.

Den Dschihadisten sitzt der Finger locker am Abzug. Ihre Befehle werden immer wieder von Warnschüssen begleitet.

Eine neue Auswahlrunde beginnt. Sie verlesen uns sorgfältig wie Getreide und nach Kriterien, die wir sehr schnell verstehen. Auf eine Seite kommen die jungen oder reifen Frauen. Auf die andere Seite die alten Frauen, Mütter und Kinder. Ich komme zusammen mit Amina, meiner zwölfjährigen Schwägerin, in die erste Kategorie. Meine Schwiegermutter Amsha, Nesrine und Rezan in die zweite. Amina und ich nutzen den allgemeinen Trubel, um uns dem Pick-up zu nähern, auf den die Frauen mit Kindern gestiegen sind. Ein Dschihadist in Militäruniform schreit. Ich gehe weiter. Er schießt mit der Kalaschnikow vor meine Füße. Die Kugeln prallen zischend vom Boden ab. Er hat langes Haar, einen dichten Bart und dunkle Augen. Ich weiche zurück. Sobald er mir den Rücken kehrt, versuche ich wieder, mich ihnen zu nähern und renne Richtung Auto. Ich will nicht mit den Frauen aufbrechen, die als unverheiratet oder kinderlos gelten. Dieses Mal packt er mich nach kurzer Verfolgung am Arm und zieht mich zu Amina zurück.

»Wir wollen als Familie zusammenbleiben. Lass mich bei meinen Schwestern oder töte mich.«

Ich spreche Arabisch mit ihm. Er mustert mich lange, ohne zu antworten.

»Emir Abu Moussa, der Frauenkonvoi ist bereit. Wir starten, wann du willst«, unterbricht uns einer seiner Handlanger.

Er droht mit seinem Säbel: »Du und du, ihr kommt mit oder ich enthaupte euch. Eure Familie interessiert uns nicht. Sie wird freigelassen. Euch behalten wir.«

Wir folgen ihm zu einem der Kleinbusse mit den »schönen Mädchen«. Der Motor läuft, die Türen sind bereits geschlossen.

Er fährt mit zugezogenen Vorhängen los Richtung Syrien. Wir werden zu einer Gruppe Frauen und Kinder bei einem Pick-up gestoßen. Ich kletterte auf die Ladefläche und reiche Amina die Hand, um ihr zu helfen.

»Abfahrt!«, ruft Abu Moussa und geht zu seinem Geländewagen.

Wir sind so zusammengepfercht, dass wir uns weder hinsetzen noch irgendwie die Beine beugen können. Ich kann mich nicht bewegen. Krämpfe überwältigen mich. Wir sind rund 40 Frauen und Kinder auf diesem Pritschenwagen. Die Mütter halten ihre Kleinen zwischen ihren Beinen. Das Gefolge aus Pick-ups und Kastenvagen wirbelt Staubwolken auf. Die Kinder bekommen keine Luft. Die Mütter heben sie gelegentlich mühsam etwas nach oben. Die Straße ist von Leichen übersät. Alles Zivilisten, sicher Jesiden, die gestern oder am Vormittag auf der Flucht getötet wurden.

»Habt ihr bemerkt, dass ein Jeside am Steuer sitzt?«, fragt eine der Frauen in die Menge.

»Mach dir bloß keine Illusionen, das ändert nichts. Das ist auch ein Gefangener, den sie als Dienstboten genommen haben. Sie haben wohl nicht genügend Fahrer«, antwortet seufzend eine alte Frau.

Die Fahrt ist überaus mühsam. Wir sind sehr eng zusammengedrängt. Die Hitze, die Schlaglöcher, der Schweiß, die Angst, alles beutelt uns.

Es scheint, als wären wir angekommen.

Wir fahren in die Stadt Sindschar ein. Auch hier liegen Leichen in getrockneten Blutlachen. Verwesungsgeruch steigt aus dem Schutt und dem Durcheinander aus Autos auf, die nur noch Schrott sind.

Die Stadt wird vom »Islamischen Staat« kontrolliert. Dessen Befehle gelten.

»Geht zum Gerichtsgebäude! Dort wird über euer Schicksal entschieden.«

Wir betreten ein zweistöckiges Gebäude, das geplündert wurde: der Sitz der DPK, der Demokratischen Partei Kurdistans, der kurdischen Bewegung. Holztische, die zum Fenster hinausgeworfen wurden, brennen noch im Hof, wo wir laut Befehl warten sollen. Hier scheint das Sammelzentrum für die jesidischen Frauen zu sein. Etwa 100 Gefangene sind bereits da. Pausenlos kommen weitere jeder Altersgruppe dazu, mit oder ohne Kinder.

Ein Bewacher bedeutet mir, mich der Gruppe anzuschließen, die hier sauber machen soll. Ich räume einen Raum auf, in dem ein Archiv untergebracht war. Die überall auf dem Boden verstreuten Seiten aus den Ordnern mischen sich mit Glasscherben. Ich darf hier also Ordnung machen.

Dann werde ich wieder in den Hof zurückgebracht.

Gegen 18 Uhr kommen Soldaten, die ich bisher nicht bemerkt hatte, um uns zu inspizieren. Aus nächster Nähe prüfen sie ihren Fang mit dem Genuss von Dieben, die ihre Beute taxieren. Sie schauen sich unsere Augen an. Sie wollen solche mit heller Iris. Sie fassen uns am Kinn, drücken auf die Kiefer, damit wir ihnen unsere Zähne zeigen. Sie betasten uns auch. Mädchen mit grünen oder blauen Augen werden von ihnen bevorzugt.

Ich spiele die geistig Zurückgebliebene, spanne meine Kiefermuskeln an, lasse mit verdrehten Augen meinen Mund offen stehen. Ein alter Trick aus meiner Kinderzeit, den ich mit meiner Freundin Dagan eingesetzt habe, um die Kleinen zu erschrecken. Die Dschihadisten drängen mich angeekelt beiseite. Ein halbes Dutzend Mädchen nehmen sie mit.

Ein dicker Bärtiger in einem roten *Kameez* mit Dreiviertelhose tobt sich aus, indem er Schimpfkanonaden ausstößt. Er brüllt ohne Ende.

Dieselben Kerle kommen später in der Nacht wieder, um sechs Männer zu holen, die in einer Abstellkammer eingesperrt waren. Die Gefangenen tragen Handschellen, die Hände liegen auf dem Rücken, ihre Augen sind verbunden, die Köpfe sind gesenkt.

Gegen 23 Uhr wird uns in Blechschüsseln Reis gebracht, der nicht fertig gegart ist. Dazu bekommen wir Brotfladen, die so hart sind wie Backstein. Ich habe seit Tagesanbruch nichts gegessen, aber den Reis bekomme ich trotzdem nicht hinunter. Die Luft kühlt etwas ab. Ein bartloser Jugendlicher von etwa 15 Jahren besprengt mit einem Gartenschlauch den Boden. Dabei drängt er die Gefangenen beiseite. Auf der harten Erde bleibt das Wasser stehen. Er amüsiert sich. »So ist es gut! Da könnt ihr jetzt schlafen.«

Ich setze mich in eine Pfütze. Der Boden wird irgendwann trocknen. Ich zittere vor Angst.